

Henri Frédéric Amiel

Autor(en): **Venner, Johannes Vincent**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **6 (1911-1912)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Henri Frédéric Amiel

Von Johannes Vincent Benner

I. Biographisches

Tu n'as qu'un seul moyen
d'avoir raison, soit mort.

Diese bescheidene Arbeit gilt keinem Großen; keinem gewaltigen Denker und Dichter, der unser Dasein mit Werken von Ewigkeitswert bereichert hat, aber einem stillen Dulder, einem ernstesten guten und tapfern Menschen, dessen ganzes Leben ein Ringen und Kämpfen um höchste menschliche Werte war; in dessen Seele Befähigung und Wollen zum Größten in reichem Maße vorhanden waren, dem aber ein widriges Schicksal und eine unglückselige Veranlagung den Weg zu freiestem Schaffen und zum Erfolg versperrten. Wie wenigen wird heute der Name Amiel bekannt sein. Und doch verdient er diese Vergessenheit nicht. Ich bin der Schriftleitung der „Alpen“ dankbar, daß sie mir Gelegenheit gibt, einen umfangreichen Leserkreis mit dem Leben und Wirken des Genfer Dichter-Philosophen — wenn auch nur in großen Zügen, wie es bei dem beschränkten Raum eines Zeitschriftartikels möglich ist — etwas näher bekannt zu machen. Henri Frédéric Amiel wurde am 27. September 1821 in Genf geboren. Seine Familie stammte ursprünglich aus dem Languedoc, von wo sie — als Befenner der reformierten Konfession — der Widerruf des Edikts von Nantes vertrieben hatte. Zuerst in Neuenburg, dann in der Waadt wohnhaft, erlangte der Großvater Amiels im Jahre 1790 in Genf das Bürgerrecht. Sie scheinen eine tüchtige Rasse gewesen zu sein, denn schon nach wenigen Jahrzehnten bringen es die Amiels in Genf zu großem Ansehen und Reichtum. Besonders der Vater unseres Dichter-Philosophen, Henri Amiel, war, wie aus Aufzeichnungen und Briefen des Sohnes hervorgeht, eine tüchtige und tatkräftige Natur, während die Mutter, halb Neuenburgerin, halb Bernerin, eine überaus sensible, feinsinnige, warm empfindende und kultivierte Frau gewesen ist, deren Eigenschaften sich — besonders die Sensibilität — überreich auf ihren Ältesten vererbt haben. Im Alter von 11 Jahren verliert

der aufgeweckte, auffallend begabte Knabe die Mutter, die ihn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit umgeben und den kleinen wissensdurstigen Geist sorgfältig und voraussehend in die richtigen Bahnen gelenkt hatte. Kaum zwei Jahre später stirbt auch der Vater. Wie besonders der Verlust der Mutter auf ihn gewirkt haben muß, geht daraus hervor, daß er zwei Jahre vor seinem Tode noch sagte: „Wenn mein Vater am Leben geblieben wäre, hätte ich wahrscheinlich viel von ihm zu leiden gehabt; aber Gott hätte mir meine Mutter lassen sollen: wie anders wäre mein Leben ausgefallen!“

Vom 13. bis 20. Jahre lebt er im Hause seines Oheims und Vormundes Frédéric Amiel, dessen Frau und Töchter sich des liebebedürftigen Knaben hingebend annehmen. Kaum 17jährig bezog er die Genfer Akademie. Das Studium der Philosophie, Literatur, Geschichte, Medizin und der Theologie zog ihn gleichermaßen an. Eine Zeitlang hatte er sogar die Absicht, die fast alle Jünglinge hegen: zur Bühne zu gehen. Seine schon jetzt etwas schwankende Gesundheit nötigte ihn, diesen Plan endgültig aufzugeben. Von entscheidendem Einfluß auf den Gang seiner Studien waren die Vorlesungen Adolf Vietes über Ästhetik, die in ihm auch die Begeisterung für Italien erweckten. Denn bald darauf, im November 1842, verläßt er Genf und geht nach Italien, wo er während einem Aufenthalt von neun Monaten fast alle berühmten Kunststätten besucht. Daß der aufnahmefähige und für alles Schöne leicht zu begeisternde Student reichen Gewinn aus dem Lande seiner Sehnsucht heimgebracht hat, ersieht man aus dem zirka 16 Jahre später veröffentlichten Gedichtbände „Penseroso“, dem er ein am Medicäergrabe geschriebenes Gedicht voranstellt. Wir finden darin den poetischen Niederschlag seiner italienischen Eindrücke:

„O songeur florentin que sculpta Michel-Ange,
Marbre méditatif du dernier Medici,
Qui sur ta tombe assis, et plein d'un rêve étrange
Couves tant de pensées entre tes fiers sourcils!“

Im Frühjahr 1843 ist Amiel in Paris; er kann hier nicht heimisch werden, und verläßt es nach wenigen Wochen wieder. Zu Fuß durchquert er Frankreich, Belgien, zieht den Rhein hinauf und gelangt am 10. Oktober 1843 nach Heidelberg, wo er nun vorerst bleibt. Ein Jahr hindurch studiert er fleißig, und macht sich sehr rasch mit der deutschen Sprache vertraut. Mit Gervinus wird er bald eng befreundet. In Heidelberg beginnt für Amiel der wichtigste

Abchnitt seiner Entwicklung; hier und dann in Berlin — wohin er Mitte Oktober 1844 übersiedelt — legt er den Grund zu seinem tiefen und universellen Wissen. Er selbst hat es später in Briefen und Tagebuchaufzeichnungen immer wieder betont, daß die Zeit, die er in Deutschland zugebracht hat, die glücklichste seines Lebens gewesen sei; die strahlendste Erinnerung, an der er bis an sein Ende zehrte.

Der große Anziehungspunkt Berlins war damals seine Universität. Männer wie Alexander von Humboldt, Jakob Grimm, Ranke, Savigny, Schelling und viele andere verliehen ihr einen seltenen Glanz; die Lehrer aller Disziplinen waren die großen Meister in ihrem Fache. Man kann sich vorstellen, was für Eindrücke, Anregungen und Gewinne der junge, nach Wahrheit und Erkenntnis ringende Genfer empfangen haben muß. Hier wurde ihm die Beschäftigung mit der Wissenschaft zur religiösen Übung. Folgende Stelle aus einem Brief, den er von Berlin einem Freunde schreibt, ist dafür bezeichnend: „Du kennst diese Augenblicke vollkommensten Einklanges und der innern Harmonie, wo die Kontemplation alle Saiten der Seele in Schwingung versetzt, wo man sich mit seinem innersten Wesen, mit Gott und dem Weltall eins und in Übereinstimmung findet. Diese Stunden, wo alles durchsichtig erscheint, wo man die ganze Schöpfung liebt und in Erkenntnis zittert, werden auch Dir nicht unbekannt sein. Wir haben es oft gesagt: das höchste Leben zu leben, dies ist der Zweck und das vollkommenste Glück des Philosophen. Nun denn: leben wir das höchste Leben!“

Und am 20. April 1849 schreibt er nachmals in sein Tagebuch: „Heute sind es sechs Jahre her, daß ich Genf für lange Zeit verlassen habe. Welche Reisen, welche Impressionen, Dinge und Menschen sind in dieser Zeit an mir vorbeigezogen, in mich eingedrungen. Diese sieben letzten Jahre (1841/42 war er in Italien) waren die bedeutendsten meines Lebens; sie waren das Noviziat meines Verstandes, die Einweihung meines Wesens zum Dasein.“ In Berlin erlebte Amiel, wie er es zu benennen pflegte, seine intellektuelle Phase; hier eröffnete sich ihm die Welt der Wissenschaft, der philosophischen Spekulation, hier verwirklichten sich ihm die wissenschaftlichen Ideale und Hoffnungen seiner jungen Jahre. Noch im hohen Alter ergriff ihn die Erinnerung daran, welch erhabene Weihestimmung ihn jeweils umhüllt habe, wenn er vor Tageslicht aufgestanden, die Arbeitslampe angezündet habe und an seinen Arbeits-

tisch getreten sei, wie man vor einem Altar niederkniet. Lesend, schreibend und philosophierend habe er vor seinen gesammelten Gedanken die Jahrhunderte vorüberziehen, den Raum sich weiten und das Unendliche sich öffnen sehen. Vier Jahre währt diese glückliche und fruchtbare Zeit; dann verläßt er Berlin, um in Tübingen sein Doctorexamen zu machen.

Von hier rufen ihn die Freunde nach Genf zurück. Dort hatte inzwischen die radikale Bewegung von 1846 eine ganze Reihe von Lehrkanzeln an der Akademie frei gemacht, und Amiel bewarb sich — nicht leichten Herzens und nur auf dringende Bitten seiner Familie und seiner Freunde — um den Lehrstuhl für Ästhetik. Er wird auch berufen. Nun ist er mit 28 Jahren Professor, soll zeigen, wer er ist und was er kann, und vermag doch seines Erfolges nicht froh zu werden. Als Universitätslehrer hinterläßt er bei seinen Hörern keinen großen, unmittelbaren Eindruck: ihm ist Zeit seines Lebens eine gewisse Furchtsamkeit eigen, die ihn hindert, ganz aus sich herauszugehen, eine Keuschheit des Geistes, die sich scheut, das Letzte, Innerste und Beste zu enthüllen und die ihn nicht nur um die Wirkung seines Lehramtes, sondern in weit höherem Maße noch um die Wirkung seines literarischen Schaffens bringen.

Von dem Augenblick an, wo Amiel seine Professur in Genf antritt, bis zu seinem am 11. Mai 1881 erfolgten Tode fließt sein Leben ohne äußere Zwischenfälle dahin. Er verläßt Genf nur noch zu kurzen Ferienfahrten. Um so reicher an Zwischenfällen muß aber in diesen drei Jahrzehnten sein inneres Leben gewesen sein. Schon als ganz junger Student hatte er angefangen Verse zu schreiben; manch hübsches, ja sogar formvollendetes und ergreifendes Gedicht ist ihm gelungen; aber auch hier vernichtete er sich selbst Wirkung und Erfolg durch seinen Hang zur Analyse, durch seine Furchtsamkeit, die die Gestaltungskraft und sein Genie in ihm niederzwang; durch seine selbstquälerische Sucht, jede für die Öffentlichkeit bestimmte Zeile, in all ihren Einzelheiten auf den Eindruck hin zu prüfen, den sie auf seine unbekanntem Leser machen werde. Er litt geradezu an einer Hypertrophie des Verantwortlichkeitsgefühls und gewiß auch der Reflexion; dies ist der Grund, weshalb keines seiner Gedichtbücher über den Kreis der nächsten Freunde hinaus bekannt wurde. Aber nebenbei laborierte er auch an Willensentartung. Er mochte wohl vielerlei gewollt haben; aber seine Interessen waren zu vielseitig, so daß ihm alles Wollen wieder in nichts zerrann.

Weder „Grains de Mil“ (1854) noch „Penseroso“ (1858), in dem hübsche Verse und nachdenkliche und tiefgefühlte Maximen enthalten sind, hatte irgend welche Wirkung. Amiel litt schwer unter diesen Mißerfolgen. Besonders von „Penseroso“ hatte er sich einige Wirkung versprochen, und er gibt seiner getäuschten Hoffnung in einer Tagebuchaufzeichnung vom 19. Juli 1858 bitteren Ausdruck: „Heute haben mich die Sehnsucht nach Glück und die Manen der Erinnerung tief innerlichst ergriffen. Mein altes Ich, meine deutschen Träume, Herzenstrubel und die Kämpfe der Seele sind mit ungestüme Kraft erwacht. Wie ein frostiger Hauch kam die Furcht über mich, meine Bestimmung verfehlt, mein wahres Wesen erstickt, mich bei lebendigem Leibe begraben zu haben. . . . Was vermochte diesen Sturm zu entfesseln? Nichts als die Lektüre der ersten Nummer der „Revue germanique“. Die Artikel . . . erweckten in mir alte, liebe Erinnerungen, ließen mich zehn verlorene Jahre vergessen und erinnerten mich wieder an meine Universitätszeit. Ich war nahe daran, meinen Genfer Plunder hinzuwerfen und mit dem Wanderstab in der Hand irgend ein Land zu suchen, arm aber lebensvoll, jung, begeisterungsfähig und voll Feuer und Glauben.“

Vergebens bemühen sich seine Freunde, und ganz besonders Edmond Scherer — der geistvolle Kritiker des „Temps“ — Amiel auf seine Schwächen aufmerksam zu machen und seine Begabung in die richtigen Bahnen zu lenken. Im Jahre 1861 schreibt ihm Scherer: „. . . Wie oft haben wir uns gefragt, wie es nur möglich sei, daß Sie, der begabteste und gebildetste von uns allen, der geistreichste und ingeniosste, mit Ihrer vortrefflichen Feder noch nichts Bedeutendes hervorgebracht haben. Wenn Sie etwas publizierten oder uns einige neue Verse vorlasen, haben wir gewiß applaudiert, aber nicht mit aufrichtiger Begeisterung. Und wissen Sie warum? Weil wir das Gefühl hatten, daß Sie in all diesen Produktionen weit hinter Ihren Fähigkeiten zurückgeblieben sind, so wie wir sie kannten. . . .“ Amiel selbst sah seine Mängel wohl ein, besaß aber nicht die Kraft, ja nicht einmal den Mut sie zu beheben. Aus welchem Grunde habe ich vorstehend zu erklären versucht.

Es ermüht sich, seine Übersetzungen aus fremden Dichtungen, die er in dem Bande „Les Etrangères“ gesammelt herausgab, und den Gedichtband „Jour à Jour“, mit dem er kurz vor seinem Tode den ersten Achtungserfolg errang, mehr als namentlich anzuführen. Nicht die poetischen Versuche haben

den Namen des Genfer Philosophieprofessors vor Vergessenheit gerettet, sondern ein lebendiges Werk, an dem er mehr als drei Jahrzehnte hindurch ununterbrochen arbeitete: seine Tagebücher. In diesen Ausführungen war von ihnen schon wiederholt die Rede. Amiel hatte bereits in Berlin angefangen, sich täglich über alle Gedanken, Gefühle und Eindrücke, die ihn beschäftigt haben, Rechenschaft abzulegen. Er setzte die Gewohnheit auch in Genf fort und führte sein Tagebuch, das nach und nach auf 16,900 Seiten angeschwollen ist, bis wenige Tage vor seinem Tode.

In seinem „Journal Intime“ *) lernen wir Amiel von einer ganz andern Seite als bisher kennen. Wir begreifen nun, daß dieses Leben, durch die ständigen Mißerfolge in den Augen seiner weitem Zeitgenossen etwas lächerlich geworden, ein tieftragisches gewesen ist; ein furchtbares Ringen nach Erkenntnis, nach Klarheit über sich selbst. Das lebendige Zeugnis dafür haben wir in diesem gewaltigen Bekenntnisbuch, das wirklich — um ein arg mißbrauchtes Wort einmal in seinem tiefsten Sinne anzuwenden — mit dem Herzblut geschrieben ist, das in seiner Großzügigkeit einzig mit den „Confessions“ Rousseaus vergleichbar ist. Hier lernen wir Amiel als den großen Künstler kennen; hier, wo er nur für sich allein schreibt, ohne jeden Hintergedanken an den Leser, vermag er die unergründlichen Tiefen seiner Seele zu erschließen. Seine Sprache bekommt einen ungeahnten Schwung, einen plastischen Reichtum, eine Farbenpracht und Klarheit, die das Höchste, Gewaltigste und Erhabenste ebenso glücklich auszudrücken vermag, als die leiseste und fernste, dunkelste und unfassbarste Regung der Seele. Der Dichter Amiel schwelgt darin in Seelenergüssen voll poetischer Schönheit, der Philosoph sucht in prachtvoller Dialektik sein Ich, die Welt, Ziel und Zweck des Daseins zu ergründen, der Mystiker trachtet der Gottheit immer näher zu kommen, aber inniger, wahrer und unmittelbarer noch, als den Dichter, Philosophen und Mystiker spüren wir aus jeder Zeile heraus den Menschen Amiel, diesen herrlichen, tapfern und guten Menschen, diesen versonnenen Träumer und stillen Dulder. Wie vielgestaltig und reich Amiels Persönlichkeit war, davon gibt uns erst sein Tagebuch Aufschluß.

Und nun lassen wir Amiel selbst das Wort. Die hier in deutscher Originalübersetzung gebotenen Stücke sind zum Teil aus dem 1854 erschienenen Bande „Grains de Mil,“ der in einem, mit „Pensées“ überschriebenen Anhang erste

*) „Fragments d'un Journal Intime“ 2 Bde., Genf 1882.

Auszüge aus seinem „Journal Intime“ brachte, und dann aus dem Tagebuch selbst. Eine deutsche Gesamtausgabe der „Tagebücher“ Amiels ist in Vorbereitung. Schluß folgt

Vater Daniel

(Nach einer byzantinischen Legende)



or Zeiten lebte in Ägyptenland, zur Zeit, da dasselbe mit vielen Heiligen gesegnet war, auch der fromme Vater Daniel, der als Einsiedler in der Wüste hauste und dessen Fürbitte für so kräftig galt, daß sie von vielen begehrt wurde.

Dieser Vater Daniel begab sich nun eines Tages auf den Weg nach der Stadt, um einige von ihm in seiner Wüstenei geflochtene Körbe und Matten zu verkaufen und dafür Lebensmittel und neue Geräte einzuhandeln. Bedachtsam schritt er den heißen Pfad, und sein Gewand und Haar wurden vom Staube bedeckt, seine Seele aber freute sich und war unerschüttert in der Gnade. Schon sah er auch die Mauern der Stadt Terenuthis nahe ragen, da rückte er die Last auf seinen Schultern zurecht, lobte Gott und stieg rüstig gegen das geöffnete Tor hinan, trat hindurch und fühlte aus der engen, steinernen Gasse Kühlung sich entgegen wehen.

In diesem Augenblick hörte er neben sich aus dem Fenster eines kleinen Hauses rufen: „Heiliger Mann, lieber Vater, komm doch zu mir herein!“ Er folgte aber der Stimme nicht, da es nicht selten geschah, daß Buben oder schlechte Weiber sich mit solchen aus der Wüste zugewanderten Eremiten auf unfeine Weise einen Spaß zu machen suchten. So ging er denn unbewegt seines Weges und bog eben schon in die Gasse der Lederhändler, die nach dem Marktplatz führt, als er sich von hinten am Gewand festgehalten fühlte. Notgedrungen wendete er sich um, in Demut darauf gefaßt, sich wider einen Zudringlichen und Spötter verantworten zu müssen. Allein statt dessen sah er hinter sich einen freundlich aussehenden, noch nicht alten Mann in guter Kleidung stehen, der sich vor ihm verneigte, sich auf die Knie niederließ und sein Gewand mit den Lippen berührte.

„Was begehrtst du“, fragte der Vater Daniel milde, „oder was ist es für eine Not, die einen so wohl aussehenden Mann zu mir armem Menschen treibt?“

„O Herr“, rief der Mann, indem er auf den Knien liegen blieb, „seid Ihr